

Gottfried August Bürger und seine Beziehungen zu Schwaben.

Von Julius Schall, Pfarrer in Wasseralfingen.

Am 8. Juni 1794 starb zu Göttingen am Leibe gebrochen und am Geiste tief gebeugt Gottfried August Bürger, der Dichter der Lenore, der Säger des Blümchens Wunderhold. Sein Ziel war, ein Volksdichter im besten Sinne des Wortes zu werden, allein

„Seiner Valmen Keime starben
Eines milden Lenzes wert.“

Eigene und andere Schuld, ein fortgesetztes Ringen mit widrigem Geschick, verhinderte die Entfaltung seiner vollen Kraft und die Ausreifung und Klärung seines Talentes und so ist er, der einst gefeierte Lieblingsdichter Unzähliger, für das Volk beinahe verschollen. Nur für ein verhältnismäßig kleines Häuflein lebt er fort als der Dichter unsterblicher Balladen, als der Meister schlichten, ungekünstelten Volkstones und doch als ein Künstler in der Beherrschung aller sprachlichen Regeln und Feinheiten.

Die Beziehungen Bürgers zu unserer engeren Heimat Schwaben möchten diese Zeilen in kurzen Zügen wieder in die Erinnerung rufen. Im Sturm und Drang der Jugend fand er einen gleichgesinnten, mitstrebenden Genossen aus Schwabens Gauen (eine württembergische Beamtenfamilie kreuzte flüchtig, aber doch nicht spurlos die Bahn des Mannes), ein Mädchen aus dem Schwabenlande wurde der Unstern seines späteren Lebens und Schwabens größter Dichter wurde sein gewichtigster, aber auch herbster Kritiker.

I. Bürger und Johann Martin Miller.

Vier Jahre, 1764—1768, hatte Bürger (geb. 31. Dez. 1747 zu Wolmerswende am Unterharz als Sohn des Pfarrers) in Halle auf den Wunsch seines Großvaters Theologie studiert, er hatte auch einmal in einem benachbarten Dorfe gepredigt, aber zu einem regelrechten Abschluß des ihm aufgezwungenen Studiums brachte er es nicht; er war im Gegenteil am Ende seiner Hallenser Semester ein verbummelter Student. Doch er fing neu an. 1768 bezog er als stud. jur. die Universität Göttingen und hier hatte er das Glück einen Freundeskreis zu finden, der, wenn er auch an wilder Genialität nichts zu wünschen übrig ließ, doch arbeitete und Ideale nachstrebte, ja sich das Ziel gesteckt hatte, in den Entwicklungsgang der deutschen Poesie bestimmend einzugreifen. Boie und Götter,

die seit 1770 den Göttinger Musenalmanach herausgaben, waren gleichsam die Kristallisationspunkte. Bald schloß sich Bürger an, dessen hervorragende dichterische Begabung ihnen nicht entging, und allmählich sammelte sich der bekannte Kreis, aus welchem im Jahre 1772 der „Hainbund“ hervorging. Bürger selbst, der frühzeitige Bewunderer Gleims und Wielands, war nicht Mitglied des Bundes, aber er war mit allen diesen Dichterjünglingen mehr oder weniger befreundet, am innigsten — wenn wir von Voie absehen — mit dem Schwaben Johann Martin Miller, der im Jahre 1770 nach Göttingen kam.

Seine Lebensumstände sind kurz folgende: Geboren zu Leipzig am 3. Dezember 1750 verbrachte er seine Jugend zu Ulm. Seit 1770 studierte er in Göttingen Theologie, 1775 wurde er Gymnasialvikar in Ulm, 1783 Prediger am Münster und 1814 starb er als Dekan.¹⁾ Er ist Verfasser des seinerzeit Epoche machenden und unter Strömen von Thränen gelesenen sentimentalischen Romanes: „Siegwart, eine Klostergeschichte“; er hat sich auch als lyrischer Dichter einen Namen erworben, sein Lied: „Was frag' ich viel nach Geld und Gut?“, wird heute noch auf den Bierbänken des lieben Schwabenlandes mit Inbrunst gesungen.

Hölty war es, der den jungen Schwaben Voie zuführte und bald wurde Miller in dem „Hainbunde“ als gewandter und fruchtbarer Sänger des Gefühls und der Liebe geschätzt. In „den beiden Liebenden“ schildert Bürger die Geliebte, wie sie an das Klavier tänzelt „und singt ein Lied, nach Weiß, von Miller“.

Bürger führt in einem Briefe an einen unbekanntem Schwaben als Beweis dafür, daß er kein Schmeichler sei, den Umstand an, daß er Millern alsbald nach der ersten Bekanntschaft mitgeteilt habe, was ihm an seinen Gedichten mißfalle, aber jahrelang war er ein enthusiastischer Bewunderer der Millerschen Muse. Es war die Zeit, da er, wenn auch ein „Abler“ oder ein „Condor“ unter dem anderen Geflügel die Eigentümlichkeiten und (dürfen wir wohl sagen) Abgeschmacktheiten des Hainbundes noch nicht völlig abgestoßen hatte, da auch er noch für Bardens- und Minnegesang schwärmte und Klopstock als den König der Dichter begrüßte, seine Antwort als einen „Orakelspruch aus Doboua“ erwartete.

In seiner Amtmannsstellung mit Uunannehmlichkeiten überhäuft, sah er manchmal seufzend auf das Treiben der Göttinger Brüder im Apoll, die „nahmen wie die Maskälber“; er konnte scherzhaft darüber klagen, daß ihm lauter Ehrendiebe erwachsen. Im Frühjahr 1773 planten Bürger, Hölty und Miller die Herausgabe einer Sammlung Minnelieder und wie Voie Millers Lieder für die besten hielt, so beneidete Bürger den Freund „zum Närrischwerden“; „ich verzweifle beinahe, daß ich so minniglich singen werde“. Er

¹⁾ Der Familienregisterauszug lautet: Johann Martin Miller, Geistlicher Rat und Dekan, auch Frühprediger, geb. 3. Dezbr. 1750, † 21. Juni 1814.

cop. I. 27. ? 1780 mit Anna Magdalena geb. Prangerin, geb. 28. Dezember 1758, † 9. März 1805,

cop. II. 29. Juli 1805 mit Sibylla Juliane geb. Fehlin, geboren 1. Juli 1774, † 2. April 1812,

cop. III. 27. Okt. 1812 mit Magdalena Wörkin geb. Krönerin, Witwe des † Joh. Wörk, Pfarrer in Jungingen, geb. 20. Sept. 1770; 12. Aug. 1815 wieder-
verheiratet an Kaufmann Steyer.

Kinder aus II. Ehe: 1) Christian Friedrich Ernst, geb. 28. November 1805, verheiratet in Geislingen,

2) Maximilian Heinrich, geb. 22. August 1807, † eod.,

3) Friederike Katharine, geb. 5. November 1809,

4) Johann Martin, geb. 14. Okt. 1811, † 20. Nov. 1811.

widmet Millern das köstliche Lied „Minnesold“, das trotz Wielands Abneigung gegen die Göttinger Barbenpoesie den höchsten Beifall dieses Kritikers erhielt.

Geradezu überschwänglich will es uns erscheinen, wenn Bürger am 13. September 1773 an Voie schreibt: „aus dem letzten Vogen, den Sie uns geschickt haben, schwebt mir eine himmlische Strophe immer in der Seele und auf der Lippe:

Duftet Blümlein, duftet süß,
Werd', o Flur, ein Paradies!
Überall wo Engel gehen,
Müssen Paradies' entstehen.
Duftet Blümlein, duftet süß,
Werd' o Flur, ein Paradies!

Ich weiß selbst nicht, welche paradiesische Wollust diese Töne durch mein ganzes Wesen giesen. Was ich leztthin von Millern gesagt, ach das muß ich zehnmal wiederholen. Ich Stämper werde die Leyer wohl an die Weiden hängen und beym Dudelsack bleiben müssen.“ Ein rühmendes Zeugnis für den rückhaltlos und neidlos anerkennenden Charakter des Dichters, dem jedoch die „Lenore“ gelungen war, ist es auch, wenn er kurz darauf sich also äußert: „Ich habe vor einigen Tagen Millers Lieder recht beherzigt. Ich kann sagen, wenn mich einer im Hayn eyserrüchtig macht, so ist's Miller. Ohne Widerspruch ist er schier schon iht unser bester Lieberdichter. Und was wird er noch werden! Mein bißchen Liebermacherey muß ich ihm vollends zu Füßen legen und froh sein, wenn meine Liebermacherey würdig bleibt der Seinigen die Schuhriemen aufzulösen.“ Es schmerzt ihn, daß in der schon oben gestreiften Rezension des Göttinger Musenalmanachs aus Wielands Feder, er selbst rühmend erwähnt wird, während Miller mit Stillschweigen übergangen wird.

Als Bürger im Frühjahr 1774 in Nideck auf Freierröfen ging, erbat er sich zur Verherrlichung des Geburtstages seines zukünftigen Schwiegervaters, des Amtmanns Leonhart, die dichterische Unterstützung des Fremdes und dieser stand auch gerne zu Diensten, ohne freilich mit den rasch und leicht hingeworfenen Augenblickschöpfungen den sonderlichen Beifall des Bestellers zu gewinnen.

Am letzten Juni 1775 reiste Miller von Göttingen ab, ohne sich von Bürger persönlich zu verabschieden, nicht aber ohne „tausend Grüße“, die er Voie auftrug. Bürger bedauerte die rasche Trennung: „der böse Miller“! — schreibt er — „Ich dachte ihn am Freitag in Kerstlingeröderfeld ganz gewiß noch einmal zu sehen. Aber nun? — — —“

Miller begann mit seiner Uebersiedlung nach Ulm seine Thätigkeit als Romanschriftsteller. Der Reihe nach erschienen die Romane: „Veytrag zur Geschichte der Bärlichkeit“, „Briefwechsel dreier akademischer Freunde“ und der „Siegwart“. Voie urtheilte gleich anfangs ungunstig darüber: „Miller hat leyder zwei Romane geschrieben, die für jeden andern Schwaben vortrefflich wären, ich aber nicht von ihm geschrieben wünschte“; und über Millers Gedichte schrieb er bald: „Millern — mag ich kaum mehr lesen.“ Bürger dagegen bewunderte zunächst noch seine Lyrik: „Mußt du nicht bekennen, daß „Mein Mädchen“ von Miller ein himmelsüßes Lied ist?“ schreibt er an Voie und Millern selbst spricht er seine Hoffnung aus, daß er im geistlichen Tode noch Hervorragendes leisten werde. Allein er wird zusehends kälter in seinem Urtheil, am 11. Oktober 1777 schreibt er: „Millers jetzige Gedichte sind das nicht mehr, was seine ehemaligen waren. Mich dünket, er wiederholt sich in seinen Bildern und Empfindungen. Seine Gedichte sollten etwas mehr Mark und weniger Blut haben.“

Er benützte den schwäbischen Freund, der ihn von Ulm aus seiner fortwährenden Bewunderung und Liebe versicherte, um für die Ausgabe seiner Gedichte Abonnenten zu sammeln, er sollte auch für Erlangen, Hall, Memmingen, Heilbronn, Augsburg und das Bayerland Rat schaffen und wir sehen aus einem Subskribentenverzeichnis im März 1778, daß er wenigstens in Ulm 15 Besteller gewann, allein Unregelmäßigkeit der Lieferung, schlechter Ausfall der Kupferstiche u. dergl. veranlaßten Miller zu Vorwürfen, die Bürger ziemlich erregt zurückwies und so entfremdete diese Sache die beiden mehr, als daß sie verbunden hätte.

Auch Bürgers Beurteilung der Millerschen Romane konnte nicht dazu beitragen, das Verhältnis inniger zu gestalten. Zwar lobte er den „Siegwart“: „er hat einen sehr weichen, gefälligen Styl, aber er sticht gar zu sehr ins Detail — ins uninteressante Detail. Viele Scenen sind sehr pathetisch; daß aber bey jedem Quark geweint wird, kann selbst meine Frau nicht vertragen, die doch vielleicht eher, als der weichste Mann weinen kann . . . von den eingestreuten Gedichten hat mir kein einziges gefallen. Uebrigens muß ich gestehen, daß ich in Millern einen solchen Roman nicht gesucht hätte. Er verräth, trotz seiner kleinen Mängeln, ungemeinen Reichtum der Phantasie und Empfindungen bey dem Dichter.“

Allein „der Briefwechsel dreier akademischer Freunde“ mißfiel ihm nun so mehr und in fast verletzender Weise schrieb er im September 1778, daß er sich um des Freundes neuestes opus „Geschichte Karls von Burgheim“ noch gar nicht bekümmert habe. Miller war der sentimentale Dichter des Hainbundes geblieben, Bürger aber war — wenn auch nicht durch Wielands Gönnerchaft und Einfluß, wie ihm Miller vorwarf — unterdessen ein anderer geworden. So flog denn kein Brief mehr zwischen Gelliehausen bezw. Göttingen und Ulm hin und her, und schon im Jahre 1794 war Miller in der Bürgerschen Antikritik unter „den Brüdern im Apoll“ vergessen.

II. Bürger und die württembergische Hofratsfamilie.

Bürger hatte die Universität Göttingen bereits im Jahre 1772 verlassen, ihm war durch einen Mann, der, wenn er auch kein geborener Schwabe war, doch den Titel eines württembergischen Beamten führte, eine Anstellung verschafft worden, durch den württ. Hofrat Listn. Seiner sei deshalb unter den Beziehungen Bürgers zu Schwaben auch kurze Erwähnung gethan.

Ernst Ferdinand Listn war bis zum Jahre 1767 Gerichtshalter und Amtmann der Herren von Uslar zu Gelliehausen gewesen. Nach seinem Abgang war er Vormund der unmündigen Söhne des † Majors Karl Friedrich Ferdinand von Uslar geblieben und es war ihm gelungen, den Titel eines württembergischen Hofrats zu erhalten.¹⁾

Er und seine Gemahlin waren geistreiche, für Poesie schwärmende Naturen und so wurden sie von dem unfernen Gelliehausen aus bald mit dem Dichterkreis in Göttingen bekannt; für die Frau Hofrätin waren die Jünglinge bald Feuer und Flamme. Als die Gerichtshalterstelle auf 1. Juli 1772 wieder neu besetzt werden sollte, empfahl Vole Bürger dem Ehepaar und als Schützling der Musen ward er in ihrem Hause mit Freuden begrüßt; der Hofrat versprach ihm nicht bloß seine Stimme, sondern auch seine Mitwirkung, die Stimmen

¹⁾ Nach Mitteilung des Herrn Professor Dr. Hartmann befindet sich unter den Beamtennamen aus den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts der eines Hofrats Listn nicht. Vermuthlich verbannte er seinen Titel der Linie Württemberg-Deß. Bürger adressirte übrigens (sfr. Br. vom 16. Sept. 1773) à Monsieur Listn Conseiller de Cour de S. A. S. le Duc de Wurtemberg.

der anderen Mitglieder der Familie zu gewinnen. Es fällt außerhalb des Rahmens dieses Aufsatzes, die mancherlei sich in den Weg stellenden Schwierigkeiten zu erörtern, genug Listu brachte es dahin, daß Bürger mit 5 gegen 2 Stimmen zum Amtmann gewählt und am 2. Juli 1772 als solcher eingesetzt wurde.

Wir können sagen: Bürger hat in der Bekanntschaft mit dieser Familie die ganze Stufenleiter der Gefühle durchlaufen. Dankbare Hochachtung war sein erstes Gefühl; herzliche Teilnahme folgte darauf; die Stimmung sprang über in zornige Verachtung und zuletzt blieb verzeihendes Mitleid.

Als Amtmann in Selliehausen lebte Bürger, da eine Amtswohnung fehlte, zunächst wieder als Gast in einem Nebenhause Listu's. Dankbarkeit ließ ihn die zerrütteten Vermögensverhältnisse des Hofrats günstiger beurtheilen, als dieser verdiente. Schon im Jahre 1770 hatte ihm der Konkurs gedroht und im Jahre 1772 wurde ihm durch die Justizkanzlei in Hannover die Rechtspraxis verboten. Daraufhin nahm er längeren Aufenthalt in Hannover, um die Bezahlung angeblicher Anstände zu betreiben und wußte dort durch kavalierrmäßiges Auftreten den Leuten Sand in die Augen zu streuen. Auch Bürgern. Er betrachtete es als eine Uneigennützigkeit, daß der Hofrat ihm einen Wohnraum vermietete und suchte sogar seinen Gönner von dem Verdacht des leichtsinnigen Schuldenmachens zu reinigen: „ich habe mich, aus Neugier, nach mehreren vor kurzem und langem gewesenem Arbeitern des Hofrats Listu erkundigt und aufs Gerathewohl bald diesen bald jenen, und auf diese Weise, fast ein Duzend Maurer, Schmiede, Zimmerleute und Tagelöhner ad protocollum vernommen. Manche hatten ihm viele 100 Thlr. abverdient, alle aber rühmten seine pünktliche und treue Bezahlung.“ Bürgers Großvater war denn auch so voll Zutrauen zu dem Manne, daß er ihm die zu erlegende Kaution von 600 Thlrn. anvertraute.

Um den Umgang mit der Frau Hofrätin ward Bürger von dem ganzen Hain bereitet. Vole schreibt: „Ich preise Sie glücklich, daß Sie bey ihr leben können. Ich habe viel Frauenzimmer gekannt, aber fast noch keines, das meine ganze Hochachtung so vereinigt hätte.“ Da saß denn der junge Amtmann auf dem „grünen Canapee“ in der Hofrätin Stube und lauschte ihren mystisch-schwärmerischen Aufwichten über Welt und Ewigkeit. Wie mächtig der Einfluß der geistreichen Schwärmerin war, das beweist das den andern Kindern der Bürgerischen Muse so unähnliche Lied „an Agathe“, wo der Dichter singt:

Zeuch mich Dir, geliebte Fromme
In der Liebe Vanden nach!
Daß auch ich zu Engeln komme,
Zeuch, du Engel, Dir mich nach!

Das beweist auch folgende Briefstelle: „das Frauenzimmer, welche Ihre ganze Hochachtung vereinigt, soll einst meine Genosin in den paradiesischen Lauben werden. Auf Erden aber soll ein neues unbeflecktes Harfenpiel und eine neue Art von Gesang, so ich mir zu bilden beschäftigt bin, dieser schönen Seele hinfort allein geweyhet seyn. Denn wo ist eine ihres Geschlechtes, die einer Engelseele so ähnlich wäre?“ Daneben besorgte der Dichter aber auch prosaischere Dinge, allerlei Kommissionen bei Schneidern und Schuhmachern in Göttingen und im Frühjahr 1773 berichtete er dem abwesenden Hofrate über die Erfolge des gemeinsamen Gartenbaues.

Jene Kommissionen wurden aber allmählich bedenklicher Art: Bürger mußte durch seine Freunde allerlei Wertfachen der Familie bei Göttinger Juden versetzen. Die Ausichten, daß Listu je einmal zu Geld kommen werde, wurden immer trüber und die Frau Hofrätin begann an einem bedenklichen Kopfleiden

zu erkranken, das mehr und mehr in Wahnsinn überging. Bürger beruhigte sich zunächst noch über das erstere und gab die Hoffnung auf die Zahlungsfähigkeit des Hofrats, der ihm allmählich mehr als 800 Thlr. schuldete, nicht auf. Das Leiden seiner Gattin erfüllte ihn mit der innigsten Theilnahme. Er schreibt darüber im Dezember 1773: „die Fr. Hofr. L. ist krank gewesen und hat ihren besten Theil, den Verstand eingebühet. Noch scheint er nicht wiederzukehren. Ich kann und mag nicht detailliren, was ich dabey gelitten habe und noch leide. Ihr Mann hat darüber, ohne seine Angelegenheiten in H. ganz geendigt zu haben, zurückkommen müssen. Die wahnsinnige Frau, der gequälte verzweifelnde Mann und ich zwischen beyden!“

Alein das bisherige intime Verhältnis lockerte sich doch mehr und mehr und auch die andern früheren Verehrer aus dem Göttinger Dichterkreis zogen sich allmählich zurück. Endlich kam denn auch die schon seit Jahren vorauszu- sehende Katastrophe, der Konkurs des Hofrates. Bürger verlor darin die oben- erwähnte Kautionssumme, ja er berechnet in einem Brief an Voie die Höhe seines Gesamtverlustes auf 1200—1500 Thlr. Gegen Ende des Jahres 1778 oder zu Anfang des Jahres 1779 mag das geschehen sein und dadurch wurde der Grund gelegt zu den fortgesetzten, traurigen Geldverlegenheiten, aus denen der Dichter nie mehr herauskam. Für Bürger war der Hofrat fortan ein unehrlicher Betrüger, der nur Verachtung verdiente. Da er dessen kein Hehl machte, erbitterte er den Mann und zog sich einen gefährlichen, rachsüchtigen Gegner zu.

Listn war es, welcher dem General von Uslar, dem alten Feinde Bürgers, eine Beschwerdeschrift an die hannövrliche Regierung über die Amtsführung des Dichters aufsetzte, ein Vorkommnis, welches den längst amtsmüden Mann veranlaßte, seine Stellung auf Johannis 1784 zu kündigen. Er äußert sich darüber folgendermaßen: „die ganze Anklage hatte ich dem Stolze und der Stupidität des Generals von Uslar zu danken, deren sich der Ausbund niederträchtiger Bösewichter, famosissimus Listius, zu seinen Absichten bediente. Diefem Erz-Schurken habe ich unzählige Wohlthaten erwiesen, ob ich gleich in seinem Concurse an die 12—1500 Thlr. ohne Rettung einbüßte. Vorm Jahr wurde sein Gut öffentlich zum Verkauf angeschlagen und weil ich da unter mehreren Licitanten mitbot, ja sogar das höchste Gebot behielt, und das Gut mir zugeschlagen wurde, so glaubte die elende Seele nun jede Niederträchtigkeit gegen mich ausüben zu können. Ueberdem hatte er sich geschmeichelt, nach meinem Abtritt das Amt selbst wieder zu erhalten und durch seine Schikanen den Verkauf und Zuschlag seines Gutes an mich zu vereiteln.“

Die weitem Lebensumstände des Hofrats und seiner Frau verlieren sich ins Dunkel. Dr. Althof, der Freund und Biograph des Dichters, weiß aber noch einen hochherzigen Zug desselben zu erzählen: Im Jahre 1786 wagte Listn ganz heruntergekommen und von Mitteln entblößt für sich und seine kranke Gattin die Mildthätigkeit des früheren Freundes anzuflehen. Bürger vergaß voll Mitleid das Geschehene und veranstaltete in Göttingen eine Sammlung für die unglückliche Familie. Er hatte die Freude, beinahe 100 Thlr. übersenden zu können.

III. Bürger und das Schwabenmädchen.

Im Jahre 1774 hatte Bürger seine Ballade: „Die Weiber von Weinsberg“ gedichtet, da hatte er gerufen:

Kommt mir einmal das Frey ein,
So werd' ich eins aus Weinsberg frein.

Er hat damals nicht daran gedacht, daß aus dem Scherz Ernst werden könnte und doch wurde 16 Jahre nachher daraus bitterer Ernst, eine Schwäbin, wenn auch nicht eine Weinsbergerin, wurde des Dichters dritte Gattin.

Im Ehebuche der Stadt Stuttgart vom Jahre 1790 Band VIII Bl. 240 b ist zu lesen:

Cop. den 26. Septbr. mit Dispens.

Gottfried August Bürger, Professor der Philosophie auf der Universität
Göttingen und

~~Maria Christiana Elisabeth weil. Christof Eberhard Hahn, herzoglichen
Expeditionsrats ältester nachgel. ehl. led. Tochter.~~

Die Geschichte dieses Ehebundes ist zum Beginn höchst poetisch, in der Mitte äußerst prosaisch und am Schlusse — ein Trauerspiel.

Molly-Abdonide, die Ganzvermählte seiner Seele, war 1786 nach kurzem Eheglücke geschieden, „Trauerstille“ umgab den gebrochenen Dichter. Er gedachte einsam und allein durch die „öde Finsternis“ weiterzuwandern. Allein Bürgers Natur war nicht dazu angethan. Sein Herz sehnte sich, als die Zeit den Schmerz gestillt hatte, nach dem „Sonigvögelein“ der Sinnenliebe nicht minder wie nach dem seligen Ausruhen an einem geliebten und wiederliebenden Herzen. In dem Sonett „Liebe ohne Heimat“ schildert er seine Liebe als eine naherirrende Taube:

Ach nun irrt sie wieder hin und her!
Zwischen Erd' und Himmel schwebt die Arme,
Sonder Ziel für ihres Flugs Beschwer.
Denn ein Herz, das ihrer sich erwarme,
Wo sie noch einmal wie einst erwarme,
Schlägt für sie auf Erden nirgends mehr.

Wer hört nicht aus diesen Versen das sehrende Verlangen, den Wunsch zu finden, heraus? Es war auch für Bürger das Beste, wenn er nicht allein blieb; er selbst brauchte eine Stütze, seine Kinder bedurften der Heimat. Der Boden war, wenn wir so sagen dürfen, aufs beste vorbereitet; es bedurfte nur des befruchtenden Samenkörnleins und dieses blieb nicht aus.

Am 17. November 1789 erhielt Bürger von Stuttgart aus ein Paket Zeitungen. Die seit dem Jahre 1788 in der Hauptstadt Schwabens lebende Marianne Ehrmann, Gattin des Litteraten Theophil Ehrmann, beabsichtigte eine Monatschrift „Amaliens Erholungsstunden“ herauszugeben und schickte Bürgern die Probenummern. Beigelegt war eine Nummer des von ihrem Gatten herausgegebenen Wochenblattes „der Beobachter“ und diese enthielt ein Gedicht „An den Dichter Bürger, nach einem scherzhaften Gespräch bei Lesung seiner Gedichte“, jenes bekannte Lied, das wir in umgearbeiteter Form unter dem Titel „Elise an Bürger“ in den Sammlungen von Bürgers Gedichten finden. Ein von Bürgers Poesie hungerndes Schwabemädchen bietet darin dem Dichter Herz und Hand an:

In St . . . s Mitte leben wir
Aus St . . . s Mitte schreib' ich Dir,
Du lieber, trauter Mann!
Man sagt, du sollst ein Witwer sein;
Kommt Dir die Lust zum Freien ein,
So komm heran!

Es würde zu weit führen, wollten wir auf Entstehung und Veröffentlichung dieses Liedes näher eingehen, es war, wie schon aus dem Vorwort zu der Ueberschrift hervorgeht, der Erguß einer scherzhaften Laune und die Veröffentlichung der Verse, wie Dr. Ebeling in seinem Buche „Bürger und Elise Hahn“ nachweist, eine hinter dem Rücken der Verfasserin begangene Insubordination. Von einem abfichtlichen Heiratsantrag kann keine Rede sein.

Alein die Neugierde des Publikums, zumal in Stuttgart und Göttingen, war aufs höchste erregt; alles forschte nach der Verfasserin. Bürger, der Leichtzuentflammende, war aufs angenehmste berührt und auch ihn drängte es zu forschen. Er bewegte sich mehr und mehr in dem Gedankenkreise: wie, wenn ein wirkliches, liebebeglühendes Mädchen hinter dem verlockenden Gesange stünde?! wie, wenn neue Liebe und neues Leben dir noch einmal erblühte?!

In dem sich zwischen Bürger und Marianne Ehrmann entspinrenden Briefwechsel können wir die fortschreitende Empfindung bei dem Dichter deutlich verfolgen. Gleich nach Empfang der ersten Sendung setzt er sich hin und dichtet die Antwort:

Was singt mir dort aus Myrthenhecken
Im Ton der liebevollen Braut? ic.

Damit das Schwabemädchen sehe, „daß es sein Lieb nicht einem Manne von Holz vorgesungen“. Madame Ehrmann wußte denn auch das Lied an die richtige Adresse zu befördern.

Untern 10. Dezember 1789 bittet er um nähere Mitteilungen über die geheimnisvolle Verehrerin und am 3. Januar 1790 bittet er dringend um eine Beschreibung der äußeren Erscheinung und schreibt: „aufrichtig muß ich gestehen, das Mädchen spuckt mir von Tag zu Tag mehr — im Herzen? Nein, das wäre wohl für jetzt noch zu übertrieben, aber in der Phantasie spuckt es mir gewaltig herum . . . es wäre in der That ein allerliebstes Anekdotchen für Stadt und Land, wenn aus dem Spaß noch einmal Ernst würde.“

Am 28. Januar, nachdem er unter den Subskribenten zu „Amaliens Erholungsstunden“ vergeblich gesucht, singt er:

Holbes Bild, das jede Stunde
Vor der Phantasie mir schwebt,
Sag, ob auf dem Erdenrunde
Dein wahrhaftes Urselfst lebst?
Bist du wesentlos und nichtig?
Täuschung, die mein Hirn gebar?
Oder stellst du mir richtig
Ach — mein Schwabemädchen dar?

Am 4. Februar aber kann er über das enthüllte Geheimnis jubeln, er sendet an die literarische Freundin zur Uebergabe an Fräulein Elise Sahn das Rätsel:

Was Goldes lobt und liebet mich
Und doch verbirgt das Golde sich,
Drob Neugier, drob zerrathe dich!
Führt dich der Reim auf rechte Bahn,
Triffst du der Golden Namen an:
Mich lobt und liebt G . . . S . . .

Dieser Brief kreuzte sich mit einer Sendung aus Stuttgart: der Ueberreitungskunst der Madame Ehrmann war es endlich gelungen, ein Porträt Elisens zu erhalten. Mit zitternden Händen öffnete Bürger das Päckchen. Doch was war das? Fast fühlte er sich aus allen Himmeln gestoßen. Das war keine zweite Molly mit ihrer sanften, blonden Schönheit, das war ein jugendliches, schwarzumlocktes Frauenbild von geradezu blendender und berückender Schönheit. Er mußte sich an den überraschenden Anblick erst gewöhnen, aber bald berauschte er sich an diesen schönen Zügen und das Bild kam nimmer von seiner Seite. Er schrieb an Tochter und Mutter und hatte die Freude, einen innigen, liebevollen Brief und ein gemütvolltes Gedicht von Elise zu erhalten. So fehlte nur noch der formelle bindende Schritt.

Zwar kamen auch Warnungen. Bürgers Freundin Frau Elisa von der Rede, die Enthüllerin der Schwindeleien Cagliostro's, schrieb ihm, sie fürchte,

der Roman werde schlecht enden, und von unbekannter Hand kam eine poetische „Warnung an Bürger“, er der 40jährige werde mit dem 20jährigen Mädchen schlimme Erfahrungen machen.¹⁾ Allein Bürger war voll guter Zuversicht. Er sandte dem Schwabemädchen eine ausführliche Darlegung seines bisherigen äußeren und inneren Lebensganges „die Beichte eines Mannes, der ein edles Mädchen nicht betrügen will,“ und als Elise auf diese herzbevegenden, rückhaltlos aufrichtigen Worte hin bestimmt erklärte, daß sie entschlossen sei, ihm die Hand zu reichen, reiste er an Ostern 1790 nach Stuttgart und die Verlobung wurde gefeiert. Die Jungfrau in ihrer exzentrischen Begeisterung für Poesie, schwärmte für den Dichter, der nun ihr angehören sollte, und die Mutter, welcher um der 3 Kinder des Bräutigams willen einige Bedenken aufstiegen, sagte ja, denn der Dichterruhm ihres künftigen Tochtermanns schmeichelte auch ihr.

In fester Hoffnung sang Bürger damals einem Freunde zu:

Neuer Neigung wirre Wogen branden
Und mein Boot — ob Steu'r und Mast auch bricht —
Edler Len, muß vor in Schwaben landen.

Am 26. September 1790, wonach die Angaben Althofs, Ebelings und anderer zu berichtigen sind, fand die kirchliche Einsegnung des Paares in Stuttgart statt.

Bürger hatte gehofft, daß seine Ehe, so poetisch sie auch begonnen hatte, doch prosaisch glücklich werden möchte. Diese Hoffnung ging leider nicht in Erfüllung; die Träume der Poesie verfliegen und die Prosa des Lebens brachte Enttäuschung um Enttäuschung.

In den ersten Monaten zwar ging alles gut. Elisens Schönheit und ihre Geistesgaben verschafften ihr eine angenehme und angesehene Stellung in Göttingen, aber bald überzog sich der Himmel mit düstern Wolken, die auch durch die Geburt eines Kindes, des kleinen Agathon, nicht zerstreut wurden. Am ersten Geburtstage, den Elise als Gattin feierte, am 19. November 1790, ward ihr von Bürger ein Gedicht als Liebesgabe dargebracht, im nächsten Jahre erhielt sie statt dessen einen unheilverkündenden Brief. Der Gatte redet darin von so manchem Steine, durch welchen die Schwungkräfte seines Geistes und Herzens niedergedrückt werden. „Ich habe also deinen Geburtstag mit Gebet und Thränen zum höchsten Regierer aller Dinge begonnen, mit Gebet und Thränen, daß er dich nicht nur willig und bereit, sondern auch thätig machen und erhalten wollte, jene Steine von meinem Geist und Herzen zu unserem beiderseitigem Wohlsein abzuwälzen.“

Welches diese Steine waren, die Mißstände, welche die Ehe unglücklich und Bürger schwermütig machten, läßt ein 10 Tage nachher geschriebener Brief, der Erguß eines gemarterten und alles verloren gebenden Gemütes erkennen. Der Inhalt ist in der Hauptsache folgender: Da Elise ihres Gattin Kummer in keiner Weise beachtet und keine Frage nach seinen Sorgen über ihre Lippen kommt, so will sich Bürger rückhaltlos aussprechen. Seine Gattin ist das Stadtsgespräch, das Ziel allgemeinen Tadelns, und — was das Schmerzlichste ist — die Volksstimme hat in diesem Falle nicht Unrecht: als Hausfrau, Mutter und Gattin macht sie sich der schwersten Pflichtversummung schuldig. Das Hauswesen ist ihr völlig gleichgültig, in 13 Monaten ist sie nicht 13mal in Küche und Keller gekommen. Während die Frau bis 10 Uhr im Bett liegt, ihre Zeit mit Visiten und Brieffschreiben vertändelt und Tag für Tag an nichts anderes denkt als an Gesellschaft, Tanz und Vergnügen, führen

¹⁾ Elise ist laut Taufbuch am 19. November 1769 in Stuttgart geboren.

Mägde das Regiment im Hause, das Geld wird verthan und Schuld häuft sich auf Schuld. Als Mutter spielt Elise höchstens dann und wann ein paar Minuten mit ihrem Kinde, aber nur keine Beschwerde, nur keine Ungemächlichkeit um des Kleinen willen! Um dem Vergnügen nachgehen zu können¹⁾, entschlug sie sich der heiligen Pflicht, ihr Kind selbst zu nähren. Als Gattin endlich ist sie rechthaberlich und völlig gleichgiltig gegen die Wünsche und Bedürfnisse ihres Mannes; sie hat den Kopf voll junger Herren. Durch ihr freies, milde gesagt, unvorsichtiges Gebahren Männern gegenüber erregt sie überall Anstoß, so daß die befreundeten Familien sich von Bürgers Haus zurückziehen; ja in der Stadt werden sogar Karikaturen verbreitet, die Bürger als gehörnten Ehemann darstellen. So kann es nicht fortgehen; eine in der Stadt verkehrte Frau kann er nicht mehr achten und darum auch nicht mehr lieben. Wenn sie ihr Benehmen nicht ändert, muß er entweder ihre Mutter bitten zu kommen, oder er muß sie auf einige Zeit zu ihrer Mutter schicken.

Die Antwort Elisens, in der sie teils leicht, teils trotzig über die Vorwürfe und Anklagen hinwegging, konnte nur Del ins Feuer gießen, und so kam es am 10. Dezember zu einem heftigen Auftritt zwischen beiden Ehegatten. Hauptsächlich der Verdacht ehelicher Untreue wurmte den Dichter mehr und mehr. Elise gestand auch, daß ihr einer der Besucher ihres Hauses, ein junger Graf, nicht gleichgiltig sei, versicherte aber unter heiligen Schwüren, daß nichts Unehrenhaftes vorgefallen sei. Bürger, dem das Stadtgerede keine Ruhe ließ, forschte nach und erhielt Beweise vom Gegenteil, ja er mußte ein neues Liebesverhältnis seiner Frau entdecken. Unter der Wucht schwer kompromittierender Briefe und gegen das Versprechen, sie unbehelligt aus Göttingen ziehen zu lassen, gestand Elise den Ehebruch ein, am 3. Februar 1792 verließ sie das Haus ihres Gatten; dieser erhob Klage auf Ehescheidung und der Spruch des Universitätsgerichtes trennte am 31. März diese unglückliche Ehe nach aller Form Rechtsens.

Es liegt nahe, nach den tieferen Ursachen dieser Tragödie zu fragen. Elise Sahn hat in der Person des obenerwähnten Dr. Ebeling einen Ehrenretter gefunden, aber der Versuch ist, auch ganz abgesehen davon, daß darin der Hauptpunkt, die Ehebruchsgeschichte, gefälscht ist, mißglückt. Möchte Elise die Führung eines großen Hauses auch mit ihrer Mitgift bestreiten, es war doch zugleich ihres Gatten Geld, mit dem sie nicht Haus hielt. Bürgers Stellung als außerordentlicher Professor war jedenfalls nicht so unbedeutend und für eine ehrgeizige Frau demütigend, wie uns Ebeling glauben machen will. Elisens eigene Briefe sagen, daß sie etwas gelte in Göttingen. Möchte der Hausarzt Dr. Althof sich über die geistigen Fähigkeiten des kleinen Agathon kurz nach seiner Geburt sehr niederschlagend geäußert haben, eine rechte Mutter erweist einem schwachen Kinde nur um so größere Liebe. Möchte Bürger auch im Laufe der Zeit „ein hölzerner Phllister“ geworden sein, einen Anspruch auf die Annehmlichkeiten einer geordneten Häuslichkeit hatte er doch. Ja, möchte seine Sinnlichkeit die junge Frau erschrecken; er hat aus diesem Naturell nie ein Fehl gemacht, auch nicht dem Schwabemädchen gegenüber, jedenfalls gab es kein Recht zum — Ehebruch.

Gewiß lag manche Schuld auch auf Seiten des Mannes: er hätte den Altersunterschied ernster nehmen sollen, seine junge Frau mehr als Vater leiten

¹⁾ Als Ausfluß des Unmutes des Dichters über die Tanzwut seiner Gattin dürfen wir den Vers betrachten:

Der Ausbruch wilder Aukhahnsbrunst
 heißt, zum Exempel, — falzen.
 Thut eben das mit Schwabentunst,
 So heißt die Sache — walzen.

und führen sollen, allein der Hauptteil wird stets auf dem Schwabenmädchen haften bleiben. Elise schwärmte für den Dichter und mochte in den Menschen sich nicht finden; sie träumte von Triumphen an der Seite eines großen Mannes und vergaß die Pflichten einer treuen Hausfrau; sie war ein Kind, das scherzte und tändelte und das Spiel mit dem Feuer nahm ein übles Ende, kurz das Schwabenmädchen wurde der Unstern des späteren Lebens unseres Dichters. Er selbst spricht seine Ansicht in folgenden Versen aus:

Ja, o ja, ich bin betrogen
Wie nur je ein Erbenmann,
Dennoch sei sich der gewogen,
Welcher so wie ich betrogen
Und verraten werden kann.

Zwei Jahre nachher starb Bürger, seine dritte Gattin starb nach einer wechselvollen theatralischen Laufbahn am 24. November 1833.

IV. Bürger und sein Kritiker Schiller.

Als Bürger im Jahre 1772 den Ausdruck that, Schwaben sei den Mufen eine terra incognita, da vergaß er, daß ein Dichter, dessen Name schon damals mit hoher Anerkennung genannt wurde, ein Sohn Schwabens war, er vergaß Wieland. Während die Hainbrüder in sittlicher Entrüstung den „Sittenverderber“ verfluchten, bewunderte Bürger schon damals die Leichtigkeit und Eleganz der Wielandschen Verse. Er nahm seinem ganzen Wesen nach an dem sinnlichen Duft dieser Poesie keinen Anstoß und stellte Wielands Namen unbedenklich neben den Klopstocks, Ramlers und Lessings. Als ihm durch Voie im Februar 1773 das erste Lob aus Wielands Mund übermittelt wurde, war er hoch erfreut, er wurde Mitarbeiter an dem von Wieland herausgegebenen „Deutschen Merkur“, und als die ersten Gefänge von dessen Oberon erschienen, da schrieb er: „der Wieland ist und bleibt doch ein poetischer Teufelskerl, er ist das reichste Genie unserer Nation!“

Bald aber trat ein noch ungleich größerer Sohn Schwabens auf den Plan, Friedrich Schiller. Bürgers Beziehungen zu ihm sind freilich keine erfreulichen; der empfindlichste Schlag, der ihn je traf, war die Kritik, die Schiller an ihm als Dichter übte.

Im 14. und 15. Heft der Allgem. Litteraturzeitung des Jahres 1791 erschien dieselbe. Schiller geht aus von dem allgemeinen Sage, daß die Poesie, wenn sie ihrer Aufgabe, der ewig frische Jungbrunnen des Geistes zu sein, gerecht werden wolle, auch der Ausfluß eines reifen, vollkommenen Geistes sein müsse, und daß der Mangel solcher Reife durch kein noch so großes Talent ersetzt werden könne. Von diesem Axiom aus wird nun Bürgers Dichterforbeer unbarmherzig zerpfückt, eine Unbarmherzigkeit, welche durch die hie und da eingestreute Anerkennung des Talentcs und durch die gelegentliche Berücksichtigung der schwierigen Verhältnisse fast mehr verschärft als gemildert wird. Wir heben folgende Punkte hervor:

1) Bürger will seinen eigenen Worten nach ein Volksdichter sein, eine so schwere Aufgabe wahrhaftig, daß ihre glückliche Lösung der höchste Triumph des Genies genannt werden könnte. Die Lösung ist ihm auch nicht gelungen, „wir vermissen in dem größten Teil seiner Gedichte den milden, sich immer gleichen, hellen, männlichen Geist, der eingeweiht in die Mysterien des Schönen, Eblen und Wahren zu dem Volke bildend herniedersteigt, aber auch in der vertrautesten Gemeinschaft mit demselben nie seine himmlische Abkunft verleugnet.“

2) Sehr oft zeigt sich eine bedauerliche Ungleichheit des Geschmacks in etnem und demselben Gedichte. Keines gewährt einen durchaus reinen, durch kein Mißfallen erkauften Genuß, keines ist vollkommen.

3) Bürgern mangelt die Kunst zu idealisieren; seine Muse ist einmal zu sinnlich und sodann giebt er in seinen Gemälden keine Idealgestalten, sondern zusammengesuchte Mosaikfiguren.

4) Er gefällt sich in poetischen Spielereien und anscheinend malerischen, in Wirklichkeit aber kindischen Wortbildungen.

5) Seinen Gedichten fehlt die idealische Reinheit und Vollendung, sie sind allzusehr Stimmungsgebichte, im Grunde nur treffliche Gelegenheitsgebichte.

6) In Bürgers Liedern tritt der Dichter selbst viel zu viel in den Vordergrund.

7) Der Dichter ist nicht fortgeschritten mit den Jahren, er hat wohl an poetischer Kraft und Fülle, Sprachgewalt und Schönheit des Verses gewonnen, aber seine Manier hat sich weder veredelt, noch sein Geschmack gereinigt.

Dieses herbe Urteil war anonym erschienen. Bürger erließ im 45. Heft des Intelligenzblattes der Allg. Literaturzeitung eine Aufforderung an den Verfasser, sich zu nennen, und kündigte in gereizter Weise eine Widerlegung dieser Kritik an. Er glaubte, wie aus einem an Professor Schüz gerichteten Brief vom 13. März 1791 hervorgeht, damals noch nicht an die Autorschaft Schillers, fügte aber bei: „Grüßen Sie mir ja auch Herrn Schiller ganz besonders, wenn er auch wirklich der Verfasser sein sollte. Denn ich bin wahrhaftig nicht böse, sondern nur in high and merry Spirits.“ Schiller liebte es nicht, die Anonymität abzulegen, allein man erriet den Verfasser bald. Jene angekündigte Widerlegung trat nicht ins Leben. Bürger sammelte wohl Materialien zu einem Aufsatz „über mich und meine Werke“, um an einem Beispiel zu zeigen, „wie Ehrenkämpfe geführt werden müssen, um denen auf den ersten Plätzen lehrreich und unterhaltend zu werden“, aber die Zerrüttung seiner Verhältnisse und seine Krankheit hintertrieben die Ausführung. Auf sein dichterisches Schaffen übte diese Recension in sofern nur einen ungünstigen Einfluß aus, als er — wie seine Freunde bemerken wollten — von da an Regungen trüben Kleinmuts öfters als sonst unterlag und die Erzeugnisse seiner Muse mit einer solchen Angstlichkeit zu feilen begann, daß Frische und Originalität darunter Schaden litten.

In seinem Freunde August Wilhelm v. Schlegel erstand dem verurteilten Dichter ein warmer Verteidiger. Er schreibt aus Amsterdam: „Ueber Schillers Replik, die ich noch in Deutschland gelesen, hab' ich mich nicht wenig geärgert. Sie ist in einem dummen Tone geschrieben. Das beste ist, daß er mit den kläglichen Ausflüchten in dieser Replik seine Sache selbst verschlimmert und was in der Recension noch nicht in Konfusion war, jetzt zur vollkommensten Konfusion durcheinanderrüttelt. Verwechselt er nicht offenbar Dramatisierung und Idealisierung?“

Auch sonst fehlt es Bürgern nicht an Tröstern. Ludwig Schubart, der Sohn des bekannten Dichters, schreibt ihm: „Ihre Fehde mit Schillern thut mir etwas wehe, um so mehr, da ich hier von Anfang seine Partei nicht nehmen konnte und ihm doch sonst so seelengut bin.“ Schlegel stellt dem Schillerschen Satze einen ganz anderen gegenüber: „Die Zufälligkeiten, welche die Entstehung eines Kunstwerkes umgeben, dürfen nicht in Anschlag gebracht werden, wenn von einer Beurteilung nach Kunstgesetzen die Rede ist. Man kann nicht aus Menschenliebe Beifall zollen noch aus Mitleiden bewundern. Mit dem Hinstellen für die äußere Anschauung ist das Gedicht von der Person des Hervorbringers ebenso abgelöst wie die Frucht, welche genossen wird, vom Baume.“ Schillers Kritik erschien ihm als eine mit kalter, abgezierter Eleganz ausgearbeitete Grausamkeit: „sie war meines Erachtens eine, nach den Gesetzen der literarischen Moral nicht wohl zu rechtfertigende Handlung. Wie kam gerade Schiller dazu,

über einige in Bürgers Gedichten stehengebliebene Derbheiten wie ein Rhadamantus zu Gericht zu sitzen?"

Auch wir vermögen nicht mit Goedeke diese Recension „das gerechteste aller Urteile“ zu nennen. Wenn in der That ein Gedicht nicht mehr wert sein kann als der Dichter, dann stehen wir den Dichtungen eines Heinrich Heine ratlos gegenüber. Nach Schillers Aufstellung ist das der richtige Volksdichter, der in seinem Liebe jeder Volksklasse genug thut, und ein solcher nimmt einen sehr hohen Rang ein, ein solches Lied ist das Produkt einer ausgereiften, vollkommenen Persönlichkeit. Wenn es je ein Lied giebt, das jenes Ideal der Volkspoesie erreicht, so ist es die „Lorelei“. Der Gassenbube und der Gelehrte, die Stallmagd und die Salondame singen es mit gleicher Begeisterung. Also ist es Produkt einer vollkommenen Persönlichkeit und diese vollkommene Persönlichkeit ist — Heinrich Heine.

Damit schließen wir diesen Ausruf, ohne auf die zufälligen Bekanntschaften Bürgers mit anderen Männern aus unserer engeren Heimat näher einzugehen. ¹⁾ Schwaben hat dem Dichter wenig Gutes gebracht, aber sein Name soll bei der 100jährigen Wiederkehr seines Todestages auch in Schwaben nicht vergessen sein.